

ALBUM-CHECK I

Überschäumende Beispiele für Vivaldis späten Stil

Coro e Orchestra Ghislieri: Vivaldi: Musica sacra, naïve Classique/Indigo



Es ist eins der umfangreichsten Medien-Projekte der letzten Jahrzehnte, die wissenschaftlich begleitete „Vivaldi Edition“ mit Einspielungen von etwa 450 Werken des wohl bedeutendsten italienischen Barock-Komponisten.

Erschienen ist jetzt das Album Nr. 72, der Abschluss des Projekts kann noch dauern. Dass etliche Werke Antonio Vivaldis heute zum eisernen Bestand unserer Musiklandschaft zählen, ist nicht selbstverständlich. Ohne den Erwerb von 450 handschriftlichen Noten des Komponisten durch die Nationalbibliothek Turin vor 94 Jahren wäre Vivaldi weiterhin in Vergessenheit geblieben.

Diese 450 Werke sind Gegenstand der vom „Ghislierimusic-Centro di Musica Antica“ aus Pavia wissenschaftlich betreuten und von deren Ensembles realisierten Edition. Und die hält auch für Vivaldi-kundige Musikfreunde noch manche Überraschung bereit. Das betrifft vor allem dessen Opern und Chorwerke, die erst seit relativ kurzer Zeit intensiver zur Kenntnis genommen werden.

Das neueste Album enthält mit dem „Dixit Dominus“ RV 807 und dem „Magnificat“ RV 611 zwei der bekanntesten Vokalwerke Vivaldis, daneben aber auch drei Raritäten. Und zwar die mit drei Solisten besetzte Psalm-Vertonung „Confitebor tibi domine“, die Sopran-Arie „Sanctorum meritis“ sowie die Solo-Motette für Alt und Streicher „Vos invito, barbae faces“.

Dem an sich straff gebauten „Magnificat“ fügte man einige zusätzliche Stücke aus späteren Fassungen des Stücks ein. Ganz bewusst auf Kosten der „stilistischen Integrität“, „doch zum Ausgleich dafür erhalten wir überschäumende Beispiele für Vivaldis späten Stil“ und Einblick in das Niveau der damaligen Gesangstechnik. In der Tat kann man diesem Album exemplarisch der stilistischen Variabilität des Komponisten auch im vokalen Bereich nachspüren, in dem er zu seinen Lebzeiten mindestens so hochgeschätzt wurde wie als Instrumentalist.

Der sorgfältigen wissenschaftlichen Begleitung entsprechen die energiegelollen, vitalen und farbigen Interpretationen durch „Coro e Orchestra Ghislieri“ unter der Leitung von Giulio Prandi und seinem vorzüglichen Solisten-Ensemble. (P. Ob.)



„Coro e Orchestra Ghislieri“ unter der Leitung von Giulio Prandi und seinem vorzüglichen Solisten-Ensemble.

FOTO: COLLEGIO GHISLIERI

ALBUM-CHECK II

Das unbeschriebene Blatt von morgen

Milliarden: „Lotto“ (PIAS)



Auf dem vierten Studioalbum der Rockband Milliarden geht es um Naivität und die gespannte Erwartung. Ben Hartmann und Johannes Raue, die Platzhalter der Band, machen im Transitbereich zwischen Weggehen und Ankommen Chancen aus. Das leuchtet ein: Musikmachen ist seit jeher ein Glücksspiel. Manche Protagonisten der Pop-Historie ließen gar regelrechte Spiel-sucht erkennen.

Hartmann und Raue gibt das unbeschriebene Blatt von morgen ein gutes Gefühl. Der Albumtitel „Lotto“ beschreibt entsprechend vielmehr die Sehnsucht nach dem Ungewissen als das eigentliche Glücksspiel. Sie wissen: Der wirkliche Hauptgewinn kann nie Geld sein. Es ist ein Abfallprodukt von Arbeit oder besser noch von Leidenschaft. Offenherzig, beinahe eingängig steht der Song „Das erste Mal“ am Anfang des „Lotto“-Wegs.

Frei von den krachenden Rabauken-Gitarren des Vorgängeralbums und doch drückt das Stück radikal den Wunsch nach Ausdehnen von Zeit aus. Die Lust darauf, Fristen- und Termindiktaten zu entkommen, mag

„Die Liebe ist ein Zartgewächs“

Das neue Album „Alles Liebe“ vereint alles, wofür Max Herre und Joy Denalane stehen: Soul-Meditationen, himmelwärts strebende Melodien, großen Pop, Hip-Hop und R&B.

VON MICHAEL LOESL

Joy Denalane und Max Herre geben der deutschsprachigen Popmusik, jeder für sich genommen, seit einem halben Jahrhundert beständig frische Impulse. Sie sind darüber hinaus jedoch auch ein Paar, deren Kreativwege sich im Laufe der Zeit immer wieder kreuzten. Jetzt ist ihr erstes gemeinsames Album erschienen. Es heißt „Alles Liebe“ und die beiden fast gleich alten 51-Jährigen firmieren darauf als Max & Joy.

Das in der Namensgebung intendierte Du-Angebot ist wohlüberlegt: 13 Songs lang wird die Liebe als Zartgewächs ausgemacht, das aus einem Freundschaftsbeet erwächst. Damit nehmen sie notorischen Nörglern, die vom notorischen Liebesgesäusel im gemeinen Popsong die Nasen voll haben, den Wind aus den Segeln.

Zudem besingt das Duo nicht nur das persönliche Empfinden der Liebe. Es geht auch um die Frage, ob das zärtliche Gefühl ein gegensteuerndes Konzept für eine Gesellschaft sein kann, die zunehmend auseinanderfällt. Gespiegelt wird dieser Gedanke in dem Album nicht zuletzt in sieben sogenannten „Skits“, also kurzen Einblendungen von befreundeten Künstlerinnen und Weggefährten wie Ebow.

Denen obliegt es, die Mehrdimensionalität und die diversen Farben und Erscheinungsformen von Liebe mal anekdotisch, mal analytisch zu beschreiben. „Alles Liebe“ nahm freilich keine zweieinhalb Jahrzehnte Produktionszeit in Beschlag. Gleichwohl begann die Geschichte, auf der die Platte fußt, vor rund 25 Jahren. 1999 hielt die Stuttgarter Hip-Hop-Formation Freundeskreis Ausschau nach einer

„Als unsere Söhne ausgezogen sind, fragten wir uns: Gehen wir jetzt mal auf große Reise um die Welt, oder ins Studio?“

Max Herre, Musiker

zwei Söhne, eine Trennung, eine Wiederannäherung. Auch ein vorläufiges Happy End? Dem Vernehmen nach bleibt die Verbindung bisweilen schwierig. Das Ende aber ist offensichtlich noch lange nicht erreicht.

Dazu trägt nicht zuletzt das beidseitige Interesse an Musik bei. Sie hat die Soulmusik über die Jahre mit wirkmächtigen, teils autofiktionalen Alben wie „Let Yourself Be Loved“ und „Willpower“ wegweisend frisch

gedeutet. Er definierte mit seiner Band Freundeskreis, deren Debüt „Quadratur des Kreises“ und mit Soloalben wie „Hallo Welt“ und „Athen“ eine völlig neue Erzählform und Musikalität im deutschen Hip-Hop und Rap.

Die Sprache der Nächstenliebe spricht „Alles Liebe“. Was sich so leicht und schmissig liest, war freilich noch nie einfach zu leben, weder auf persönlicher noch auf gesellschaftlicher Ebene. Und die Popmusik spielte als Spiegel sozialer Strömungen dazu lange das Lied von sozialromantischem Kitsch und der großen Illusion Gemeinschaft. Zu lange?

Album als Dialogangebot

Der Ton ist rauer geworden, stampfende Pulse geben bar jeglicher Harmonien-Flankierungen buchstäblich die Marschrichtung vor. Inhaltlich geht's zumeist um falsch verstandenen Individualismus, propagiertes Gegeneinander oder den Rückzug ins Heimelige. Angesichts dessen könnte Denalanes und Herres Appell an Offenherzigkeit glatt als Anachronismus falsch gedeutet werden. Oder als nostalgische Verklärung einer Phase der Popmusik, die lange vorbei ist.

Ein Album als Dialogangebot zwischen Zuhörern und Künstlern wollten sie aufnehmen, erzählt das Paar. Musikalisch vereint das Werk alles, wofür die beiden stehen: die Soul-Meditationen, das Wehmütige, das sanft Umgarnende, die himmelwärts strebenden Melodien, die Beobachtungsgabe, das Feingefühl, den großen Pop, die gelebte Verschmelzung von Hip-Hop und R&B.

Die Blütephase des Soul, deren Helden ein paar Jahre lang, zwischen

Ende der 1960er-Jahre und ungefähr 1975, die Popwelt aus den Angeln hoben, mussten sie nicht erst studieren. Die war Denalane mittels der Plattensammlung ihres Vaters quasi in die DNA übergegangen. Damals holten die jungen, schwarzen Soulstars der Stunde zur Selbstermächtigung aus. Des ewigen Trällerns butterweicher Schnulzen müde, verlangte zunächst Stevie Wonder Autonomie und künstlerische Kontrolle über sein Werk.

Daraus entstand jene neue, optionale Popordnung, an die „Alles Liebe“ mit modernen Mitteln anknüpft. Herre attestiert Denalane im Neo-Soul des Titelstücks dankend eine „radikale Zärtlichkeit mit meinen Schwächen“. Damit legt er die Fährte fest, der das Album inhaltlich bis zum Schluss folgt. Während jedwede Form von Ängstlichkeit im globalen Machtgerangel gnadenlos zum Niedermachen genutzt wird, betrachten Max & Joy die Schwäche als Chance zur Verständigung.

Zugegeben, manchmal, wie im jazzig-kurzen Zwischenspiel „Lubaya's Skit“ befinden sie sich damit nahe am Rande des Kitsches. „Ich liebe an dir, dass du mein Zuhause bist“, heißt es darin unter anderem wie in einem klischeebeladenen Liebesbrief. Die großen Soul-Panoramen mit funky Einschlag, auf denen Songs wie „Bisschen mehr als Freundschaft“ und „Blau“ fußen, machen allzu tradierte Liebesdeutungen jedoch schnell wett.

Der geneigte Popmusikhistoriker kennt Alben, die den Zweierbund mitunter enervierend-stereotyp skizzieren, zur Genüge. Ein tragisches Beispiel dafür ist das 1969 erschienene „Wedding Album“ von John Len-

non und Yoko Ono. In dessen knapp 23 Minuten verschlingendem ersten Stück schmachtet sich das vielleicht bekannteste Ehepaar der Popmusik mal in Nippes-Manier, dann wieder grauerregend brüllend an.

Nicht ansatzweise so schlimm lassen es Denalane und Herre kommen. Letztlich geht es auf ihrer Platte schließlich auch um Gemeinschaftsformen jenseits der Paarbeziehung, die bei Max und Joy ebenfalls automatisch mitschwingen: Elternliebe, freundschaftliche Liebe, etwa zu musikalischen Partnern, der Kollektivgedanke. „Das ist die Schule, aus der wir kommen“, sagt Herre. „Dieser Gedanke ist seit Freundeskreis kontinuierlich gewachsen: Dass es einen Nukleus gibt, um den herum sich Gruppen und Konzepte gruppieren.“

Denalane erzählt derweil, wie es zum Album kam. „Wir hatten über die Jahre immer mal wieder darüber nachgedacht, aber eher spielerisch“, sagt sie über „Alles Liebe“. „Als unsere Söhne dann ausgezogen sind, fragten wir uns: ‚Gehen wir jetzt mal auf große Reise um die Welt, oder ins Studio?‘“, ergänzt Herre. Genau genommen verbanden sie schlussendlich beides miteinander.

Das Aufnehmen an unterschiedlichen Orten mit Musikern wie Tim LeFebvre (David Bowie, Sting) und Roberto Di Gioia (Passport) brachte jene Dynamik ins Spiel, von der „Alles Liebe“ lebt. Alles Gute zur liebendigen Zweisamkeit!



Max Herre & Joy Denalane: „Alles Liebe - Max & Joy“ (Four Music/Sony Music) FOTO: FOUR MUSIC/SONY MUSIC

Federica Ferrari singt Edu Lobo

Federica Ferrari: „Silêncio“ (ATS Records)



In der Ruhe liegt die vitale Kraft der Musik begründet. Stille schafft zudem viel Raum, in dem es ganz schön laut sein kann. Ist „Silêncio“, der Titel des neuen Albums der Jazzsängerin Federica Ferrari dementsprechend eine Täuschung? Nein, er deutet vielmehr die spielerische Auseinandersetzung mit der Ruhe an.

Die Entscheidung für die zweite Studioeinspielung der Italienerin mit Wohnsitz Wien fiel in eine Phase, als sie Antworten auf Fragen persönlicher Natur suchte. Ruhe ist zudem ein Schlüsselbegriff, der in den Song-Texten des brasilianischen Komponisten und Musikers Edu Lobo beständig anklingt.

Auf elf ausgewählten Stücken des nunmehr bald 81-jährigen Mitbegründers der Música Popular Brasileira (kurz: MPB) fußt „Silêncio“. Das Vorhaben, ein Album zu produzieren, dem ausschließlich frische Interpretationen von Lobo-Stücken innezuwohnen, war schnell formuliert. Bereits auf dem 2020 erschienenen und viel gelobten Ferrari-Einstandswerk „A jóia escondida“, wandte sich die Sängerin den Großmeistern der

MPB zu. Bemerkenswert lebendige Versionen von Milton Nascimento-, Baden Powell- und Antonio Carlos Jobim-Stücken zeichneten die Debütplatte groß.

Diesmal warten Ferrari und ihre sechsköpfige Band mit Arrangements auf, die dem Spirit der heutigen brasilianischen Musik Rechnung tragen. Die Musik wird zwar subtil von Bossa Nova und Jazz getragen. Sie bricht jedoch pausenlos in alle Himmelsrichtungen auf, um neue Ansatzpunkte zu finden. Kaum jemand bringt zunächst die Mundharmonika oder das Vibrafon mit Klängen vom Zuckerhut in Verbindung.

In Ferraris immensen Musikverständnis ergänzen beide charakteristischen Instrumentenklängeigenschaften jedoch auf einfühlsame Weise den Impetus der MPB. Die Musiker sind größtenteils europäischen Ursprungs, was sich in der Umsetzung der Lobo-Songs spiegelt. Abendländische Musikkultur, die bekanntlich in Brasilien auf ihr afrikanisches Pendant traf, wird auf „Silêncio“ mit dem freiheitlichen Geist des Jazz verknüpft. Daraus entsteht etwas Neues, Einzigartiges. Die Ruhe flirrt darin mit Körperlichkeit, Agilität und einnehmender Lebensfreude. (ML)

Oh Lord, wieder eine Wundertüte!

Primal Scream: „Come Ahead“ (BMG/Warner)



Neue Alben des schottischen Quartetts Primal Scream grundsätzlich als Wundertüten zu bezeichnen, käme sicher einer Anmaßung gleich. Einen solchen Verdacht zu äußern, würde schließlich suggerieren, dass Bobby Gillespie, der Kreativkopf der Rockband, keinerlei künstlerische Kohärenz aufweise.

Weit gefehlt! Das schöpferische Credo des 63-Jährigen setzt lediglich alle gängigen Musikmarktgesetze außer Kraft. Beispiel: Dem 1991 erschienenen Indie-Dance-Album „Screamadelica“ ließ er zweieinhalb Jahre später die hochtrabend verkitschte LP „Give Out But Don't Give Up“ folgen. Das rückschrittliche wirkende Werk enthielt gefühlvoll mehr Herzschmerzballaden als die Programmabläufe von durchschnittlichen Adele-Konzerten.

Dieser überdramatisierten Nabelschau folgten Cyber-Punk-Platten, bevor Gillespie vor ein paar Jahren das Schmalz in seiner Stimme entdeckte. Die zugehörigen, ewig lang gezogenen Vokale bestimmen seit der 2013 erschienenen Studioeinspielung „More Light“ das Musikgeschehen

seiner Band. Jetzt, elf Jahre und ein weiteres Album später, sucht der vormalige Post-Punk-Held nach Moral. Zumindest gibt der in „Come Ahead“ führende Gospelchor Spirituelles vor.

Dann aber – oh Lord! – geht der beseelte Gesang in Conga-getriebenen Weichspüler-Funk über. Gillespies vergleichsweise blasse Stimme lässt die verdächtig weiß klingende Anrufung des Herrn mitsamt atemlos wirkender Zappeligkeit ins Absurde kippen. „Love Insurrection“ zitiert Chic gleich im Anschluss immerhin bündig-funky. Die Streicher im getragenen Song „Heal Yourself“ sollen an den Motown-Sound der frühen 70er-Jahre anknüpfen. Sie bleiben jedoch statisch in der dünnen Erbaulichkeit des Northern Soul hängen.

Etwa ab der Hälfte der elf neuen Songs werden Primal Scream dann doch noch politisch. In den beiden episch langen Stücken „Flase Flags“ und „Settlers Blues“ geht die Rechnung zu guter Letzt sogar regelrecht auf. Es wird über die Nachwehen der neoliberalen Ideologie von Margaret Thatcher zersetzend gemault. Die Musik stellt dazu einen geradezu einladend-warmen Gegenentwurf dar. Mehr davon hätte der Platte gutgetan. (ML)